

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Am toten Meer.

Roman von Robert Kohlrausch.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Rasch war Bassow in Hotel Kaiserhof und beauftragte sogleich den Kellner, der ihm sein Zimmer angewiesen hatte, den Direktor oder den Besitzer um sein Kommen zu bitten. Wenige Minuten darauf ertönte denn auch ein Klopfen an der Tür, und ein Herr im Taillentrock, mit kurzem, braunem Vollbart und auffallend bleichem Gesicht erschien auf das „Herein!“ in der Tür. Den Meldezettel, auf den Bassow seinen Namen geschrieben hatte, hielt er in der Hand, aber diese Hand zitterte ein wenig.

„Herr Baron haben gewünscht,“ begann er mit geschmeidiger Höflichkeit, „und ich bin sofort gekommen. Aber im Augenblick bin ich wirklich ein wenig erschrocken, als ich den Namen vom Herrn Baron hier auf dem Zettel gelesen habe. Ein Herr des Namens hat nämlich sehr häufig bei uns gewohnt, er fühlte sich immer ganz besonders behaglich hier, — das hat er mir wiederholt ausgesprochen. Und dieser Herr ist vor garnicht langer Zeit unter so traurigen Umständen aus dem Leben geschieden —“

„Es war mein Vetter; ich bewohne jetzt Schloß Gardim an seiner Stelle. Sie erinnern sich seiner also genau, das freut mich. Seinetwegen wollte ich mit Ihnen sprechen. Sie werden vermutlich noch wissen, wann er zuletzt hier gewohnt hat.“

„Aber selbstverständlich, so etwas vergißt man doch nicht. Er ist ja von hier, wenn ich so sagen darf, in seinen Tod gefahren. Am Nachmittag begleitete ich ihn selbst noch an den Wagen und wünschte ihm gute Reise, — und vierundzwanzig Stunden darauf lese ich in der Zeitung, daß er auf so schändliche Weise ums Leben gekommen ist. Ich habe gedacht, mich selber trifft der Schlag. Wahrhaftig, die ganze Nacht habe ich nicht schlafen können. Herr Baron werden schon bemerkt haben, daß ich ein wenig nervös bin, — das paßt eigentlich garnicht für meinen Beruf, aber was will man machen? Die große Stadt, ein so großes Unternehmen, die große Verantwortung, all meinen Kollegen geht es nicht besser mit ihren Nerven als mir. Ich habe einen Freund —“

„Nun, jedenfalls werden sie mir Auskunft über die Vorgänge jenes Tages geben können, als mein Vetter hier zum letzten Male gewohnt hat. Ist irgend etwas Auffallendes passiert, hat er Besuch gehabt, hat er Briefe bekommen —“

„Ach, das alles ist ja schon ganz genau untersucht worden.“

„Von wem?“

„Von der Polizei natürlich. Die wird sich doch solch eine Sache nicht entgehen lassen. Ich habe Schererei genug davon

gehabt. Aber es ist nichts von irgendwelcher Bedeutung dabei herausgekommen, und auch von Amts wegen hat man, soviel ich weiß, in dieser Richtung nicht weiter recherchiert.“

„Und was hat man ermittelt? Ich bin im übrigen über den Gang der Untersuchung als nächster Anverwandter des Verstorbenen genau unterrichtet —“

„Aber selbstverständlich, Herr Baron,“ warf der Direktor mit einer seiner geschmeidigen Verbeugungen ein, doch Bassow fuhr fort, ohne darauf zu achten: „nur von den Forschungen hier habe ich bisher nichts gehört. Also: was wurde festgestellt?“

„Nichts von irgendwelcher Bedeutung, wie schon gesagt. Besuche hat der verstorbene Herr Baron hier nicht empfangen. Vormittags ist er selbst für längere Zeit fort gewesen, dann hat er an unserer Table d'hôte gespeist, und bald nach Tisch ist er durch einen der Kellner ans Telephon gerufen worden.“

„Aus Telephon? Und man weiß nicht, von wem?“

„Nein, Herr Baron, leider nicht. Der Kellner hat mehrfach befragt, immer wieder angegeben, daß er sich den Namen dessen, der ihn beauftragte, den Herrn Baron zu rufen, nicht gemerkt habe. Mit aller Anstrengung hat er sich nicht darauf besinnen können. Das ist ja nun freilich kein Wunder bei uns, wo täglich ein paar hundert Mal telephoniert wird. Aber das ist wohl auch der Grund gewesen, warum die Polizei hier nicht weiter hat vorgehen können.“

„Ob denn ein Herr oder eine Dame meinen Vetter hat sprechen wollen?“

„Ein Herr höchstwahrscheinlich. Der Kellner behauptet mit Sicherheit, die Stimme sei männlich gewesen.“

„Und das ist alles?“

„Nein, Herr Baron, doch nicht so ganz. Eine Kleinigkeit war auffallend — mein Gott — bei solchen Vorkommnissen sucht man ja leicht etwas im Geringsten. Aber der verstorbene Herr Baron hatte sich morgens, bevor er fortging, ein Billet zum Abend für das Opernhaus beim Portier bestellt. Und bald nach dem Telephongespräch hat er dann gesagt, er könne das Billet nicht benutzen, er müsse schon am Nachmittag abreisen. Selbstverständlich hat er dem Portier eine anständige Abstandssumme gezahlt. Der stand noch neben mir am Wagen, als der Herr Baron fortfuhr. Ach, es ist mir noch wie gestern —“

„Die plötzliche Abreise könnte also wohl mit jenem Telephongespräch in Verbindung stehen,“ sagte Bassow mit sinnendem Ton.

„Ganz gewiß. Das wäre sehr möglich. Das hat auch der Herr Kriminalschuhmann gemeint. Aber wo man doch nun einmal nicht wußte, wer telephonierte hatte —“

„Ganz recht, es war aussichtslos. Und weiter ist nichts ermittelt worden?“

„Nein, Herr Baron. Zu meinem Bedauern kann ich weiter nichts angeben. Dürfen wir den Herrn Baron zur Table d'hôte erwarten?“

„Nein, ich möchte jetzt gleich etwas essen. Bei Ihrer Frage fällt mir ein, daß ich tüchtigen Hunger habe. In fünf Minuten komme ich hinunter.“

„In fünf Minuten wird alles bereit sein. Ich empfehle mich dem Herrn Baron.“

Rückwärts gehend, mit mehrfachen Verbeugungen, verließ der Direktor das Zimmer. Bassow brachte schnell seine Toilette in Ordnung, und erst, als er im Speisesaal an einem kleinen Tisch allein saß, nahm er sich Zeit, über das Gehörte genauer nachzudenken. Die Ausbeute seiner Nachforschung war bisher nur gering. Hundert Leute konnten an seinen Vetter telephoniert haben, und niemand vermochte mit Bestimmtheit zu sagen, ob die plötzliche Abreise wirklich als Folge dieser Telephonunterhaltung anzusehen war. Und doch — je mehr er über das Gehörte nachdachte, um so mehr schienen es ihm an Bedeutung zu gewinnen.

Mitten im Essen sprang er auf, ging an das Telephon, das damals auch seinem Vetter die unbekanntete Botschaft übermittelt hatte, und ließ die Verbindung mit Garchim herstellen. Mit jäher Freude vernahm er kurz darauf die Stimme der Baronin, die selbst herangefommen war. Er fragte sie, ob an jenem Tage von dort aus irgend eine Botschaft an den Verstorbenen ergangen sei, die seine beschleunigte Abreise veranlassen könnte. Doch war eine bestimmte Verneinung die Antwort. Weder die Baronin, noch einer der Beamten hatte damals nach Berlin telephoniert. Mit Worten des Dankes, die viel wärmer klangen, als es der Anlaß erforderte, beendete Bassow die Unterredung und nahm die unterbrochene Mahlzeit wieder auf.

Die soeben vorgenommene Feststellung war nötig gewesen, bevor seine Gedanken weitererspinnen konnten an einem begonnenen Faden. Einem Faden, der sich vielleicht verfangen konnte zu einem Netze für den Schuldigen. Wenn Breitenbach wirklich dieser Schuldige war! Denn auf ihn zielten alle Kombinationen des Grübelnden hin. Breitenbach war an jenem Tage in Rostock gewesen, er hatte nach eigener Aussage am Abend mit Bassows Vetter über den Verkauf einer Landparzelle verhandelt, er konnte sehr wohl mittags telephoniert und so die vorzeitige Abreise veranlassen haben. Das alles war freilich an sich noch in keiner Weise belastend für ihn, aber daß er diesen harmlosen Vorgang verschwiegen, daß er die Begegnung mit dem so kurz darauf Ermordeten als eine zufällige hingestellt hatte, das konnte den einmal wachgewordenen Verdacht verstärken. Und Bassow sagte sich, daß jener geschäftliche Handel zwischen den beiden Männern damals vielleicht gar nicht erörtert worden sei, daß ganz andere Dinge die aufeinander Eifersüchtigen zusammengeführt haben konnten, die um desselben Weibes Liebe geworben hatten.

Die nächste Aufgabe war jedenfalls, wenn möglich, festzustellen, ob in der Tat Breitenbach diese Botschaft von Rostock aus aufgegeben hatte. Der Polizei war die Lösung dieser Aufgabe naturgemäß unerreichbar gewesen; denn der Gedanke an einen Verdacht gegen Breitenbach lag ihr ja heute noch meilenfern, und nur auf den schon vorhandenen Verdacht konnte Bassows Vermutung sich gründen. Er befaß dem Kellner, das Kursbuch zu bringen, und bestimmte den ersten Morgenzug des nächsten Tages zur Abreise nach Rostock. Er hatte die glückliche Gabe, sobald er handeln konnte, sich durch keine Zweifel und Bedenken — und sie lagen bei dieser Sache nahe genug — stören zu lassen. Geradeaus ging er mit ruhiger Sicherheit hin auf das nächste Ziel, ohne zur Seite zu blicken.

So war er denn auch am andern Tage nach gutem und ruhigem Schlaf mit frischem Sinne bei seiner Aufgabe. Unterwegs — er mußte darüber lächeln, wie oft er in diesen Tagen die gleiche Strecke zurücklegte, — vertrieb er sich die Zeit abwechselnd mit Erwägungen, wie der Urheber des damaligen Gesprächs ermittelt werden könne, und mit Gedanken an die Baronin.

Ein kurzer Aufenthalt an dem Knotenpunkte, wo die Bahn abging, die nach Garchim führte, während geradeaus der Schienenweg auf Rostock zustrebte, machte Bassows Erinnerung an das mutmaßlich hier erfolgte Zusammentreffen seines Veters mit Breitenbach wieder doppelt lebendig. Das Kursbuch hatte bereits am vergangenen Abend Hargelegt, daß in der Tat eine Begegnung der beiden zur fraglichen Zeit hier möglich gewesen war. Jetzt blieb nur noch festzustellen, ob sich's um ein absichtliches oder zufälliges Zusammentreffen gehandelt hatte.

Bassow mußte nicht, in welchem der Hotels in Rostock Breitenbach damals gewohnt hatte. Die Zahl der für einen Kavaliere in Betracht kommenden Häuser war aber nur gering, und schon im zweiten, bei dem er vorfuhr, sagte man ihm, daß der Gesuchte in der Tat am zweiten Juli hier gewohnt habe. Das Fremdenbuch erteilte diese Auskunft mit Bestimmtheit. Weiter aber war nichts mehr zu erfahren. Die Kellner hatten gewechselt, und es war im Hotel auf keine Weise festzustellen, ob damals Breitenbach telephoniert hatte oder nicht.

Für Bassow blieb nun kein anderer Weg als der Versuch, auf dem Telephonate nachzufragen und nachzuforschen. Dort war ihm der Umstand günstig, daß jenes Gespräch in der geschäftstillen Mittagszeit stattgefunden hatte, in der eine einzige Telephonistin den Dienst versah. Sein vornehmer Name machte den höheren Beamten, den er zunächst um Auskunft bat, geschmeidig und höflich, und nach kurzer Zeit hielt Bassow einen Zettel in der Hand, auf dem Wohnung und Name der Telephonistin verzeichnet war, die am zweiten Juli mittags Dienst gehabt hatte. Sie hieß Konradine Börner, und als Charakteristik fügte der Beamte hinzu: „Sie ist eine sehr kränkliche Person, oder sie bildet sich's wenigstens ein. Wir haben unsere liebe Not mit ihr, wie meistens mit solchen Damen aus besseren Ständen. Ihr verstorbener Vater war nämlich Offizier, ein verdienstlicher, tapferer Offizier — Majestät selbst schickte einen Kranz bei seinem Tode. Darum haben wir auch dem Fräulein trotz der vielen Kränkerei nicht gekündigt, was unter anderen Umständen wohl schon geschehen wäre. Aber die Tochter solch eines Offiziers — das ging doch nicht an — nicht wahr, Herr Baron?“

Bassow hörte nur mit halbem Ohr auf die Worte des patriotischen Mannes. Haus und Name dieser kränklichen Konradine Börner interessierten ihn weit mehr, und als er noch erfragt hatte, daß die Gesuchte ganz in der Nähe des Amtes wohne — „Was ja der Pünktlichkeit wegen sehr erwünscht ist, nicht wahr?“ — nahm er dankend Abschied und begab sich auf die Suche.

Das bezeichnete Haus war bald gefunden, eins der alten, gotischen Backsteinhäuser mit abgetrepptem Giebel, wie Rostock sie noch besitzt, und in dem die Wohnungen in den oberen Stockwerken immer kleiner und enger, die Fenster immer schmaler werden. Auf anfangs heller und breiter, dann dunkler und steiler emporleitender Treppe stieg Bassow hoch hinauf in dem alten Kasten und machte zuleht vor einer Korridortür Halt, auf der eine Visitenkarte die Wohnung von Konradine Börner, oder vielmehr von ihrer Mutter, der verwitweten Frau Major Börner anklündigte. Ein altmodischer Glockenzug mit baumelndem Holzgriff hing rechts neben der Tür, und Bassow wedte mit seiner Hilfe den Laut einer hell und blechern klingenden Glocke, die, einmal in Bewegung gesetzt, sich nie wieder schien beruhigen zu wollen. Aber sie verstummte doch endlich, und niemand kam. Erst als Bassow mit noch nachdrücklicherem Ziehen ein noch dauerhafteres Geräusch vollführt hatte, ließ ein müder, schleppender Schritt sich drinnen vernehmen, und eine ebenso müde und schleppende Stimme fragte durch das Holz der Tür hindurch: „Wer ist denn da draußen? Ich kann jetzt nicht aufmachen.“

„Ich möchte Fräulein Konradine Börner sprechen. Sind Sie Fräulein Börner?“

„Ja, das bin ich. Aber ich kann wirklich nicht aufmachen. Sie müssen ein andermal wiederkommen.“

„Liebes Fräulein, das ist mir nicht gut möglich, weil ich von auswärts komme. Ich bin der Freiherr von Bassow aus Garchim.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Abrechnung.

Von Martin Probstauer.

(Nachdruck verboten.)

„Wu ane Gemeinheit!“ — So schloß der schlesische Landwehr-Infanterist Karl Mohaupt jedesmal die Erzählung von seiner Verwundung.

Und da der riesige Kerl mit dem rotblonden Bart und den hellen Augen im braunen Gesicht den wohlthätigen Damen, die das Lazarett mit allerlei brauchbaren und unbrauchbaren Liebesgaben heimsuchten, besonders auffiel, hatte er des öfteren Gelegenheit, vom Weltkrieg zu erzählen, soweit er ihn, Karl Mohaupt aus Bunzlau in Schlesien, betraf.

„W su ane Gemeinheit!“ — Jedesmal färbte sich das rotbäckige Gesicht dunkler, in den freundlichen hellen Augen glimmte ein ernsthafter Funken zäher Mut, wenn er erzählte. Ein Schuß war ihm quer durch die linke Hand gefahren, durch den Leib weiter und schräg vorn wieder heraus. Der Bauchschuß war wunderhübsch geheilt; aber die Sehnen der getroffenen Hand waren in Unordnung geraten und in mühseliger ärztlicher Arbeit notdürftig gerichtet worden. Doch das feinere Spiel der Fingerbeweglichkeit blieb ihr versagt, nur öffnen und schließen konnte Karl Mohaupt die gestickte Kieselentage.

„Aber das ist doch großartig geheilt!“ sagten wohl dann die neugierig-wohlthätigen Damen. Das war für den rotblonden Landwehrmann ein schwerer Aergers. „Garnisch schön is es,“ knurrte er erbozt, „wenn ich und ich kumm“ aus dem Kriege heem, da kann ich ane neue Profession lernen — mit der Töpferei hat's geschnappt!“

„Aber warum denn?“ wurde dann zurückgefragt. Dann bekam die derbe Stimme des Soldaten einen nachsichtigen und zugleich jammernden Ton.

„Weil daß 'n Töpfer alle Finger brauchen tut!“ erklärte er, „mir machen doch unsere Töpfe uff der Drehscheibe — jawohl — und da muß man's Gefühl ei' de Fingerpiken haben!“ Einmal kam der Arzt dazu: „Na, Mohaupt,“ fragte er, „wenn Sie jetzt entlassen werden —“

Mohaupt sah ihn an: „Noch nich, Herr Dokter! Ich möcht' noch amal 'naus!“ — „Warum denn?“

„Ich möcht' bluß gutmachen,“ sagte er grünnig, „was die Franzosen an mir gethan haben. W su eine Gemeinheit!“ Und in seinen Augen stand wieder die lang verhaltene Wut der Gutmütigen, die viel ertragen, aber, einmal richtig getroffen, nicht vergessen können.

Als Mohaupt aufstehen durfte, erbat er Stadurlaub aus dem Lazarett und schob sich bald suchend die Straßen entlang. Da sah er, was er suchte: das Schild einer Töpferei. Bedächtig trat er ein und bat den Töpfermeister, er möchte ihn eine halbe Stunde in seine Werkstatt lassen. Dabei hielt er die linke Hand hoch, wie ein riesengroßer, unbeholfener Bernhardiner, der eins in die Pfote bekommen hat. Der Meister verstand, stieß die Thür zur Werkstatt auf und ließ ihn hinein.

Langsam zog Mohaupt den Uniformrock und die Hose aus, stieg in eine knisternde, von harten Tonkrusten starrende Arbeitshofe, die ihm der Meister schweigend hinhält, band eine ebensolche Schürze um und stieg schwerfällig auf den Sitz der Töpfer-Drehscheibe. Während er das Fußblatt mit ein paar Tritten in Schöpfung brachte, schaute er oben auf die rotierende Scheibe einen Klumpen weichen, sahnengelben Ton, in den er beide Hände eingrub. Mit seltsamem Gefühl spürte er, wie der weiche feuchte Ton zwischen seinen Fingern hindurchglitt. In dem merkwürdigen, nassen Dunst der lang entwöhnten Arbeitsstube stieg ein dumpfes Empfinden wehmütiger Sehnsucht in ihm auf.

Der fremde Meister hockte sich auf einen Tisch ihm gegenüber, knautschte eine kurze Pfeife im Munde herum und sah dem Soldaten schweigend und interessiert zu.

Karl Mohaupt blickte nicht auf, legte die Hände weich und tastend über den Tonklumpen und verfechte mit den Fäßen die Scheibe in rosigen schnelle Umdrehungen. Seine Finger brühten in den Ton, langsam wurde aus dem Klumpen ein Gefäß; jetzt noch plump wie ein Handdrehsnapf, stieg allmählich unter den formenden Händen die Wandung einer hohen, edel anstrebenden Vase.

Die Scheibe drehte sich, trübes Wasser spritzte davongeschleudert dem Soldaten in das tief geneigte Gesicht, er spürte nichts; nur seine Hände tasteten in dem zitternden, schwankenden Tongebilde, das sich vor ihm drehte. Jetzt stand das Gefäß fast armhoch vor ihm. Wieder trat Mohaupt auf das Fußblatt, und während die rechte Hand die Vase stützte, versuchte er, mit der linken die Wölbung des Oberteils zusammenzuschieben.

Da gab es einen pappigen Klang: das Gefäß schwankte, die dünne Tonwandung knickte ein — und wo eben noch die schöne Form gestanden hatte, lag ein nasser, formloser Haufen Ton hingeschleudert.

Der Soldat hielt inne, wischte sich mit der tongelacktesten Rechten über die Augen und sah trübselig die linke Hand an. „Ich hab' mir'sch glei' gedacht,“ sagte er langsam, „s' gibt nimmer! W su ane Gemeinheit!“ — Dann stieg er von der Scheibe herunter und zog sich um.

Am andern Morgen lauerte er dem Arzt schon auf dem Stur im Lazarett auf. „Na, was gib's?“ fragte der Arzt.

„Herr Dokter — wenn Sie und Sie möchten so gut sein — ich möchte wieder ei' de Front!“ — „Das geht aber doch noch nicht!“ — „Ich möcht' aber doch so sehr!“

Da wurde Karl Mohaupt garnisonsdienstfähig geschrieben. Er packte seinen Kram, gab den Schwefstern die Hand und sagte noch einmal: „W su ane Gemeinheit!“

Nun kam er in eine Kaserne, wo er verbissen und knurrig seinen Dienst tat und alle acht Tage dem Feldwebel in den Ohren lag: „Ich möcht' ei' de Front!“ — Und als er bei einer Schießübung trotz der gestickten Hand am besten in der ganzen Kompanie geschossen hatte, wurde er dem Stabsarzt vorgeführt, untersucht, befragt und für felddienstfähig erklärt. „Ich dank' ol schön, Herr Stabsarzt!“ sagte er und machte kehrt.

Als er am Abend in der Mannschaftsstube seine Sachen packte, fragten ihn die Kameraden: „Du gehst wohl gern wieder 'raus, was?“

Er sah sie mit seinen hellen, hart gewordenen Augen an: „Das kann man asu nich sagen,“ antwortete er langsam, „ich hab' noch ane Abrechnung mit dene Kerlen! Die ha'n mir meine Profession verdorben — als Köpfer hab' ich ausgespielt — das sollen die mir büßen! Der, was nach mir geschossen hat, den werd' ich glei' nich erwischen, aber die andern — na, was ich erwischen tu!“ — das mach' ich kalt!“

„Aber Karle,“ wandte einer ein, „du bist doch sonst gar keen solcher Bitterich nich!“ — Karl Mohaupt sah ihn verächtlich an: „Du red'st, wie's de's verstehst! Ich hab' ane Wut, und da gibts nischte! Was mir vor'n Kolben kommt, is hin!“ Dann sagte er noch einmal: „W su ane Gemeinheit!“ packte seine Tornisterlast auf, nahm sein Gewehr und stapfte ab.

Etwa zwei Wochen später lag er ganz vorn in einem Erdloch — ein Granatrichter noch einen halben Kilometer vor den deutschen Gräben — und schoß mit seinen Kameraden um die Wette auf die anstürmenden Franzosen. Sein Gesicht war von Dred und Staub fast schwarz; er biß die Zähne auf die Lippen, dachte an seine „Profession“ und schoß weiter. Und jedesmal, wenn er im Nebel und Rauch des Kampffeldes eine Gestalt im Schuß zusammensinken sah, brumnte er befriedigt vor sich hin.

Da schlich der Unteroffizier von hinten heran: „Wir müssen zurück, wir können den Trichter nicht halten!“ — Mit wirren, verführten Augen sahen die Leute auf den Vorgesetzten, dann hörten sie auf, zu schießen, krochen an den jenseitigen Rand des Erdlochs und machten abschießend den Sprung zur nächsten Bedung. Mit sirendem Ton flogen Sprengstücke durch die Luft, und eine Granate schlug in den Sprengtrichter ein. Die Soldaten sprangen auf, ein dicker Stein fauste von der Explosion hochgeschleudert im Bogen empor und traf den Landwehrmann Mohaupt ins Genick. Mitten im Sprung knickte er zusammen, rollte in eine Erdmulde und blieb liegen.

Als es Nacht wurde, erwachte er von einem unerträglichen Schmerzgefühl im Kopfe. Er reckte sich steif, riß die Augen auf und dachte nach, während er instinktiv in der schiefenden Mulde liegen blieb. Langsam fiel ihm ein, was geschehen war. Er sahete an sich herum, befahlte mit angstvoll verzogenem Gesicht seine Hände — er war heil. Nur der Schädel brumnte, als ob man einen Gewehrkolben daran zerichlagen hätte. „W su ane Gemeinheit!“ knurrte er wütend.

Das Schießen hatte nachgelassen, die Kanonen, die sich wohl nicht durch das nächtliche Mündungsfeuer verraten wollten, schwiegen ganz, und nur aus den Schützengraben pfiffen Postenschüsse hinüber und herüber. Mohaupt horchte mit geübtem Ohr auf den Klang der Schüsse. Aha — dort drüben war also „seine“ Seite. Er krappelte sich auf, spürte, wie ihn alle Knochen schmerzten, und kroch mühsam auf allen Vieren davon.

Da traf er auf kleine graue Haufen, die schon mit der Dunkelheit der Nacht verschwammen. Er sah kaum hin, er kannte das seltsam starre und Glieder lösende Daliegen der Gefallenen. — Da bewegte sich etwas vor ihm, und eine Stimme klang aus einer Erdgrube: „A moi — Pitié!“

Mohaupt hielt im Kriechen inne, sagte nach seinem Gewehr und horchte. Wieder stöhnte die Stimme. Er schob sich näher und sah einen Franzosen in der Adergrube liegen und sich hin- und herwälzen. Mohaupt beugte sich über ihn und sagte ihm an: „Pitié!“

„Dachte der Franzose, „je suis mari!“ — „Marie? Hier is keine Marie!“ knurrte Mohaupt, aber der Verwundete, der den Feind über sich in der Dunkelheit mehr spürte als er sah, wiederholte nur: „Camarade, je suis mari — trois enfants — je suis mari!“

„Bist' ruhig mit Deiner Marie!“ sagte Mohaupt ungebüdig, „ich kann je Dir noch nich heranzubern. Vielleicht daß De mit mir vorlieb nehmen tuft! Wo haste denn was abgekriegt?“ Der Franzose blieb auf dem Rücken liegen und starrte den härtigen Soldaten an: „Luff — luff?“ machte Mohaupt fragend und zeigte mit dem Finger auf die Brust und auf den Bauch. Der andere verstand „Non, non —“ stöhnte er, „mes pieds — deux balles — que je souffre!“

Mohaupt schüttelte den Kopf: „Was ist das bloß wieder? Wiltste was sanien?“ — Er hatte die Feldflasche los und gab sie dem Verwundeten; und während der die paar Tropfen kalten Kaffee trank, empfand Mohaupt plötzlich, daß ihn selbst ein furchtbares Durstgefühl plagte. Dann drückte er sich den Helm fester, bückte sich und packte den Franzosen mit beiden Armen um den Leib.

Der Verwundete stöhnte noch einmal, dann ließ er sich willig hochheben. Und der Landwehrmann Karl Mohaupt, der nur noch einmal ausgezogen war, um sich zu rächen, rannte stolpernd Schrittes durch die Nacht auf die deutschen Linien zu, während er den Franzosen fest und doch vorichtig zuwickend vor sich her trug.

Vermischtes.

* Das englische Dienstbotenelend. Die „Daily Mail“ klagt in bitteren Tönen über den in ganz England herrschenden Dienstbotenmangel, der in der Welt ohne Beispiel dasthe. „Es ist der größte Mangel an Dienstboten“, schreibt das Londoner Blatt, „der jemals in irgend einem Lande festgestellt werden konnte. Es

Ist fast unmöglich, neue dienstbare Geister aufzutreiben, trotzdem die Lohnangebote schon äußerst hoch geschraubt sind. Die großen Betriebe sind genötigt, viele Hunderte Pfund für Anzeigen auszugeben, und selbst dann melden sich nur in den seltensten Fällen einige unzureichende Kräfte für die ausgeschobenen Stellen. In den höheren Stellungen liegen die Dinge weniger schlimm, aber schließlich braucht man nicht nur Geschäftsleiter und Empfangsdamen, sondern auch Köche, Kellner, Köchinnen und Dienstmädchen. Besonders traurig sind die herrschenden Verhältnisse für die kleineren Familien, die auf ein Mädchen für alles nicht verzichten können. Infolge der hohen Bezahlung der Mädchen und Frauen in den staatlichen Kriegswerkstätten und infolge der an die Familien der im Felde stehenden Soldaten reichlich gezahlten Kriegszuschüsse finden sich nur wenige weibliche Wesen, die mit einer einfachen Stellung im Haushalt vorlieb nehmen wollen. So sind denn die Köchinnen und Dienstmädchen äußerst anspruchsvoll geworden. Sie verlangen höhere Löhne und ganz besonders suchen sie sich recht viel Urlaub zu sichern. In London muß man einem Hausmädchen bereits mindestens drei Abende in der Woche freigeben, wenn man es behalten will. Die Mädchen stellen besondere Bedingungen für ihre Schlafkammer und verlangen tägliche Benutzung des Badezimmers. Daher verändert sich auch die Haushaltung immer mehr. Man kauft Gasapparate zum Kochen und elektrische Heizkörper, um die fehlenden Diensthoten wenigstens einigermaßen ersetzen zu können. Besonders schwierig gestalten sich die Verhältnisse in den ländlichen Familien, da auch Kindermädchen in England von heute zu den kostbaren Seltenheiten gehören.

Für einen Wih gebürt. Es ist vielleicht charakteristisch, daß in den Deeren unserer drei Hauptgegner, der Franzosen, der Russen und der Engländer sich Anekdoten erhalten haben, deren Beiden ihre Beförderung einer witzigen Antwort verdanken. Die französische Geschichte spielte unter Napoleon, dem angeblich bei einer Parade sein Hut herunterfiel, den ein Veteran aufhob. Napoleon, nicht sehend, daß jener ein Gemeiner der Garde war, sagte: „Ich danke, Kapitän!“ — „In welchem Regiment, Sir?“ fragte lächelnd der Soldat. „In meiner Garde!“ lautete die Antwort des seinen Irrtum entdeckenden Kaisers, der, die Beförderung erklärend, hinzulagte: „Ich sehe, Sie besitzen Entschlossenheit! Das verdient Anerkennung!“ — Das im russischen Deere erzählte Geschichtchen knüpft an den berühmten Feldmarschall Suwarow an, der es liebte, seine Untergebenen durch allerlei Fragen auf die Probe zu stellen. Als ihm ein Sergeant eine Depesche überreicht hatte, fragte er ihn: „Wieviel Fische gibts in der See?“ — „So viele als noch nicht gefangen sind!“ — „Wie weit ist es bis zum Monde?“ — „Zwei von Eurer Excellenz berühmten Eilmärzchen.“ — „Was würdest du tun, wenn deine Leute in der Schlacht Niene machten, zurückzuweichen?“ — „Ich würde ihnen sagen, daß dicht hinter der feindlichen Batterie ein Wagen mit Bußt-Donnen stehe; die Batterie würde bald im Sturm genommen sein.“ Suwarow hatte seinen Mann gefunden; er freute sich, daß jener keine Antwort schuldig blieb, doch fragte er weiter: „Welcher Unterschied ist zwischen deinem Oberst und mir?“ — „Mein Oberst kann mich nicht zum Leutnant machen, Euer Excellenz brauchen nur ein Wort zu verlieren!“ — „Gut,“ sagte der Marschall, „ich sehe, du wirst einen guten Offizier abgeben!“ Und der Sergeant erhielt sein Offizierspatent. — Die englische Geschichte endlich berichtet das folgende: Der Herzog von Clarence hielt einst in Portsmouth Flottenparade. Ein alter verwitteter Leutnant war ihm attachiert, der beim Avancement immer übersprungen worden war, weil er bei Hofe keine Freunde hatte. Als der Veteran vor dem Prinzen den Hut lüftete, ward sein kahler Kopf sichtbar, und gutgemeint meinte der Prinz: „Ah, ich sehe, Sie haben Ihr Haar im Dienst nicht gestont!“ „Nein, königliche Hoheit, gewiß nicht. Es sind so viele junge Leute über meinen Kopf hin avanciert, daß ich mich immer wundern muß, überhaupt noch ein Haar auf ihm zu haben.“ Der Prinz lachte und sorgte für baldige Beförderung des witzigen Offiziers zum Kapitän.

Das deutsche Brot im englischen Parlament. Der englische Minister Lord George hat bekanntlich kürzlich in einer Rede das mit Kartoffelzusatz gebadene deutsche Kriegsbrot seinen Landsleuten als Symbol des Weites vorgestellt, mit dem ein Land einer großen Not begegnen soll. Dieser „Kartoffelgeist“ sei mehr zu fürchten als zu verlachen; er für seine Person fürchte ihn mehr als Hindenburgs Feldherrnkunst, so erfolgreich diese auch sei. Er war stets ein abgefragter Feind alles Deutschen, der sehr ehrenwerte Herr Lord George, bis ihn jetzt die deutsche Organisationskunst wider Willen zur stärksten Anerkennung und Bewunderung, ja zur Nachahmung zwang. Ein paar Jahre vor dem Kriege passierte dem damaligen Finanzminister mit dem deutschen Schwarzbrot eine merkwürdige Geschichte. Er setzte sich nämlich für eine Tarifänderung ein und erklärte dabei in einer Rede seinen Zuhörern: „Wenn Sie sie annehmen, werden Sie auch fernerhin das gedohnte Weißbrot essen können, andernfalls müssen Sie sich mit dem minderwertigen, jedes Wohlgeschmacks entbehrenden Schwarzbrot der Deutschen begnügen.“ Wegen dies Urteil über das deutsche Schwarzbrot erhob sich Widerspruch seitens der politischen Gegner, die, ganz gewiß nicht aus Vorliebe für uns, behaupteten, das Schwarzbrot sei nicht nur gesund, sondern auch schmackhaft. Sogar im englischen Parlament kam diese Sache zur

Sprache. Um sie zur Entscheidung zu bringen, veranlaßte ein Abgeordneter, daß im Speisesaal des Parlaments Schwarzbrot geführt wurde, das man eigens aus Deutschland kommen ließ. Der Vorsitzende des Küchenausschusses Oberst Lockwood, ein anerkannter Feinschmecker, äußerte sich entzückt und begeistert über das Brot. Man veranstaltete sogar eine Kostprobe, an der Abgeordnete aller Parteien teilnahmen; alle schlossen sich dem Urteil des Oberst Lockwood an. Der einzige, der sich nicht befehlen ließ, war — Lord George.

Blüherisch.

— Wilhelm Schäfer. Lebenstag eines Menschenfreundes. Georg Müller, Verlag, München. Wilhelm Schäfer hat mit seiner schwer zufassenden Art einen ungelassenen Stoff genotwendig und mit wertvoller Hand ein solides Kunstwerk gearbeitet. Wie schon einmal in Karl Stauffers Lebensgang, unternimmt er es, das Schicksal eines Mannes zu schildern, dessen Genialität mit innerer und äußerer Unbeholfenheit gepaart ist, nur daß diesmal, trotz aller Widerstände die Idee des Mannes den Sieg davonträgt. Dieser Mann ist der eigenartige Züricher Pädagoge Heinrich Pestalozzi, der sein Studium der Rechte aufgab, um Landwirt zu werden, auf dem verwirtschafteten Neuhof in Argau — eine Armenanstalt gründete, die ihm den Rest seines Vermögens anzeigte, der später in Stanz mit rührender Menschenliebe den kriegsverwaisten Kindern Vater und Lehrer wurde, sie im gleichen Jahre verlassen mußte, nach einer vorübergehenden Schulmeisterstätigkeit in Burgdorf eine Erziehungsanstalt gründete, die er nach Münchenbuchsee, dann nach Yffertem verlegte und nach zwanzig Jahren aufzulösen gezwungen wurde, um nochmals auf den Neuhof zurückzuziehen und, bevor er seinen Lieblingsgedanken, die Armenschule, verwirklichen kann, zu Brugg im 81. Lebensjahre, als noch immer unerwählter Kämpfer, vom Tode dahingerafft wird. Mit einer flüssig anmutenden Ausgeglichenheit der Sprache zeichnet Wilhelm Schäfer das Lebensschicksal dieses Menschenfreundes, der zur Befreiung der Menschheit ausgezogen ist und die Treppe der Bildung in das Haus des Unrechts bauen will. Die strenge Biographie ist mit dichterischer Befähigungskraft eine unlösliche Einheit eingegangen. Die Nüchternheit der Lebensbeschreibung wird bei der Klarheit der Komposition, die die Zufälligkeiten der verwirren Lebensumstände in zweckmäßiger Zusammenfassung bringt, bei der Plastik der Schilderung, die keinen Augenblick in ihrer bildhaften Kraft erlahmt, die an keiner Durchgangsstimmung des Menschen Pestalozzi, keinem Steinchen, das auf seinem Wege liegt, keiner Schmutz, die ihm durch den Kopf fährt, vorübergeht, ohne sie dichterisch auszuwerten und bei der Rhythmik der Sprache, die jeden Satz zurechtshmeidet, daß er im Gefüge der andern nicht fremd dastehe, — zu einem einzigartigen Kunstwert einer Charaktergestaltung. Alle diese Eigenschaften erheben die Lektüre des Buches zu einem erlebten, unverfälschten Genuß.

— Vom Erbe Bismarcks. Eine Kriegsbrede von Geheimrat Prof. Dr. Erich Marsch. M. 1.— Diese neueste, überaus zeitgemäße Schrift unseres hervorragendsten Bismarck-Biographen gibt uns Antwort auf eine Frage, die seit Kriegsbeginn jeden Deutschen bewegt hat: Wie würde unser großer Kanzler zu dem Weltkriege gestanden haben? Kein Name wird so oft angerufen wie der seine; jeder sucht sich auf ihn zu berufen; einzelne unter ganz anderen Verhältnissen geschehene Aussprüche oder Handlungen Bismarcks werden herangezogen, um daraus grundfänglich ein oft sehr unbismarckisches Urteil über die Gegenwart ableiten zu wollen. Solchem Unterfangen wird hier endlich ein Niegel vorgeschoben. Der Verfasser, der in jahrzehntelanger Fortdauer wie kaum ein anderer in den Geist der Bismarck'schen Politik eingedrungen ist, legt dar, daß der heutige Krieg letzten Endes auf den großen Kanzler zurückgeht. Obgleich er ihn nicht gewollt, würde er ihn als eine neue Notwendigkeit aufgenommen und bis ans Ende durchgeführt haben: erfüllt von elementarem Nationalgefühl, von Mut und von Machtstreben.

— Der Champagne-Kamerad (Feldzeitung der 3. Armee), der sich rasch auch in der Heimat bekannt gemacht hat, kann dort jetzt, um zahlreicher Nachfrage zu genügen, auch durch sämtliche Postanstalten zum Preise von 1,65 M. vierteljährlich bezogen werden.

— Das Flügelmädchen und andere Erzählungen von Lotte Guballe. Band Nr. 1048 von Kürschners Bücherkabinett 110 Seiten Umfang — Preis 20 Pfg. Hermann Pflüger Verlag Berlin W. 9, 124/125.

Dechiffrier-Aufgabe.

S pmif, ws perk' hy pmifir eorrxw.
 S pmif, ws perk' hy pmifir gekwx.
 Hmi wxyrhi osqgx. hmi wxyrhi osqgx.
 As hy er kvaiivr wxilwx yrh opekwx.
 (Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer. Bücher, Blücher.